ECONSTOR
Make Your Publications Visible.

A Service of

ZBW Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Brodbeck, Karl-Heinz

Working Paper

Vom Tätig-Sein und Güter-Haben

Working Paper Serie, No. Ök-17

Provided in Cooperation with:
Hochschule für Gesellschaftsgestaltung, Institut für Ökonomie

Suggested Citation: Brodbeck, Karl-Heinz (2016) : Vom Tätig-Sein und Güter-Haben, Working Paper Serie, No. Ök-17, Cusanus Hochschule, Institut für Ökonomie und Institut für Philosophie, Bernkastel-Kues

This Version is available at:
https://hdl.handle.net/10419/193031

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

WWW.ECONSTOR.EU

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

cusanus hochschule

WORKING PAPERS

Karl-Heinz Brodbeck

Vom Tätig-Sein und Güter-Haben

Working Paper Serie, Institut für Ökonomie und Institut für Philosophie
Nr. ÖK-17
03 2016

Vom Tätig-Sein und Güter-Haben

Karl-Heinz Brodbeck[1]

Fachhochschule-Würzburg- Schweinfurt

Hochschule für Politik, München

März 2016

Abstract

Geldökonomien vermitteln nicht einfach Wirtschaftssubjekte; sie führen zu einer charakteristischen Trennung zwischen Arbeitenden und Konsumenten. Während die klassische Ökonomie die Arbeit in den Mittelpunkt rückte, sollen nach neoklassischer Lehre die Konsumenten durch ihre Präferenzen die gesamte Ökonomie über die Preise steuern. Diese Denkfigur wird nachfolgend in ihrer ideologischen Funktion dechiffriert. Die Reduktion der meisten Menschen auf die Rolle passiver Konsumenten, die andererseits beim Gelderwerb dem Diktat des Eigentums als Arbeitskraft subsumiert sind, prägt sowohl die Struktur der modernen kapitalistischen Gesellschaften wie die Psyche der Menschen. Die Dualität von Tätig-Sein und Güter-Haben entpuppt sich als spezifische Herrschaftsform.

Keywords: Klassische vs. neoklassische Ökonomie; Geldökonomien; Illusion der Realwirtschaft; Konsumentendemokratie

JEL categories:

[1] Vortrag auf dem Top Management Symposium „Haben oder Sein?!, Abbazia Di Rosazzo, 29.-31. Mai 2014.

Die Looks auf den Straßen sind schicker als je zuvor.
Tragen Sie unterm Sweatshirt ein strahlend weißes Hemd."
H&M-Werbung (H&M 2014)

„Im August 2011 wurden in der Provinz Kampong
(Kambodscha) 300 Frauen ins Krankenhaus eingeliefert,
die in einem Zulieferbetrieb für die Modekette H&M
vor Hunger und Erschöpfung an ihrem Arbeitsplatz kollabiert waren."
H&M-Zulieferbetrieb (DWN 2014)

1 Vorbemerkung

In einer Radiosendung vom 14. Januar 1931, inmitten der Weltwirtschaftskrise, wandte sich John Maynard Keynes, neben Friedrich August von Hayek der wohl einflussreichste Ökonom des 20. Jahrhunderts, direkt an Englands Hausfrauen:

> „Wann immer du fünf Schillinge sparst, machst du einen Mann für einen Tag arbeitslos. (…) Deshalb, oh patriotische Hausfrauen, strömt morgen früh auf die Straßen und geht zu den wunderbaren Verkaufsangeboten, die ihr jeden Tag in der Werbung findet. Ihr werdet euch selbst etwas Gutes tun. (…) Und ihr werdet zudem die Freude haben, die Beschäftigung und den Reichtum des Landes zu steigern". (Keynes 1971, 137f.)

Der Radio-Vortrag fand weite Resonanz in der englischen Presse. Die Regierung jedoch blieb davon unbeeindruckt. Der damalige Chancellor Phillip Snowden sagte, Keynes' Ideen seien höchst unverantwortlich und drängte weiter auf eine strikte Sparpolitik (vgl. Wapshott 2011, 80ff.). Wenig wäre an dieser Szene zu verändern, um die Beschreibung einer Diskussion in der Gegenwart daraus zu machen: Während die Wirtschaftspresse monatlich mit Bangen den Einkaufsmanagerindex – wie er in vielen Ländern erhoben wird – als Indikator der Konsumlaune verfolgt, drängen die europäischen Regierungen auf eine strikte Sparpolitik – um dann doch in der nächsten Krise eben daran zu scheitern.

2 Konsumenten als Souveräne?

Der private Konsum ist auf vielfältige Weise in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Konsumenten, so scheint es, sind die souveränen Wesen, die die Geschicke der Wirtschaft durch ihre Launen steuern. Der öffentliche Raum ist längst zu einer großen Werbefläche geworden. Ganze Geschäftsmodelle beruhen auf *advertising*. Und all dies scheint nur eines zu sagen: Der Konsument ist der König der Wirtschaft. Ihn gilt es zu umschmeicheln, zu locken, zu verführen. Und als Subtext kann man daraus lesen: Das Haben von Gütern, vor allem von immer wieder neuen Gütern, ist der tiefste Sinn menschlichen Seins. Mehr noch, immer mehr Sinnangebote gruppieren sich um Werbebotschaften, so dass in den Medien die Differenz zwischen Belehrung, Unterhaltung, Information und Werbung oder PR nicht mehr erkennbar ist. Die Mehrzahl der Menschen wird auf eine *duale* Weise wahrgenommen: Man ist einerseits als Arbeiter, Angestellter oder auch selbständig tätig – die

mit Abstand meiste Zeit des wachen Tagesverlaufs. In dieser Funktion wirkt man an der Herstellung von Gütern und Diensten mit, die für den in der Regel anonymen Anderen gedacht sind. Die Tätigkeit ist vielfach fremdbestimmt, folgt den Anweisungen eines Abteilungsleiters bis hinauf zum CEO oder blickt täglich mit Bangen auf die Bewegung des Marktes, in dessen Rhythmus gearbeitet wird. Hier *produzieren* die Menschen, tun dies aber auf seltsam versklavte Weise. Andererseits ist man Konsument von Gütern und Dienstleistungen, die an eigens dafür bereit gestellten Orten – Kaufhäusern, Einkaufspassagen usw. – zu finden sind. Als Konsument scheint man frei, wählerisch, aktiv, autonom – gleichwohl setzt man all die Konsumangebote einfach voraus. An den angebotenen Gütern ist die Spur ihres Werdens vielfach getilgt oder auf wenige abstrakte Hinweise beschränkt (Herkunftsland, „Fairtrade", „frei von Inhaltsstoff X" oder „neu: jetzt mit Y"). Mögen auch Güter wenigstens noch auf den Ort ihrer Entstehung verweisen – schon das ist vielfach unmöglich nachzuvollziehen: Welcher Teil eines iPad wurde wo hergestellt? –, die *Vermittlung* zwischen Produktion und Konsum bleibt in der Regel völlig im Dunkeln. Aktivität und Passivität erscheinen also seltsam verkehrt: Der vermeintlich aktiv wählende Konsument ist passiv und abhängig von angebotenen Produkten und der Umnebelung von Werbebotschaften; der vermeintlich aktiv Produzierende ist als Arbeiter passiver Weisungsempfänger, wenigstens – als Selbständiger – gezwungenermaßen markthörig.

Hier rückt eine Struktur des modernen Kapitalismus in den Blick, die ich nachfolgend systematischer und anhand einiger Beschreibungen durch die Ökonomik etwas genauer untersuchen möchte. Es handelt sich – kurz vorab skizziert – um folgenden Zusammenhang: Historisch haben sich prämonetäre Gesellschaftsformen durch die immer weiter vordringende Geldverwendung grundlegend verwandelt. Das Geld lässt sich in einem ersten Zugang als Vermittler, als Institution der *Ver*-Gesellschaftung begreifen. Was vermittelt und was induziert das Geld? Das Geld vermittelt in erster Linie eine Trennung von Arbeit (Tätigkeit) und Bedürfnis. Während in bäuerlichen Erwerbsgesellschaften Produzent und Konsument weitgehend identische Personen sind – trotz beginnender Arbeits- und Gewerbeteilung –, treten mit der Entwicklung der Geldökonomien Produktion und Konsum immer weiter auseinander. Es ist daraus in der Ökonomik ein grundlegender Streit entstanden, welches dieser beiden Extreme – die menschliche Arbeit und Produktion oder der Konsum und die Bedürfnisse – letztlich für die wirtschaftliche Entwicklung und mögliche Veränderungen verantwortlich ist. Dies zeigt sich in der Lehre von den Preisen, der Erklärung von Zins und Gewinn und des wirtschaftlichen Wachstums bzw. der konjunkturellen Schwankungen. Es ist hierbei zu beobachten, dass sich historisch die Betonung von der Produktion zur Konsumtion verlagert hat. Die eingangs zitierte Bemerkung von Keynes stellt den Konsum ebenso in den Mittelpunkt wie die Schule des Neoliberalismus, die die Keynes'sche Auffassung von der Wirtschaft seit den 1970er Jahren abgelöst hat.

Die Krise der gesamten ökonomischen Disziplin nach 2008 und die immer drängender werdenden ökologischen Probleme rücken deshalb diese Frage nach dem Ver-

hältnis von Produktion und Konsumtion erneut in den Mittelpunkt. Die Antwort, die ich hier versuche, lenkt den Blick vor allem auf einen blinden Fleck: Tatsächlich waren weder die Produktion noch der Konsum die dominierende Größe in der Wirtschaft. Beide wurden immer durch das Geld, durch Kredite und Finanzmärkte vermittelt und gesteuert. Es ist der Blick auf die zentrale Rolle der *Vermittlung* von Produktion und Konsum, der helfen kann, die Entwicklung der Wirtschaft zu erhellen. Hierbei wird sich zeigen, dass das Geld eine durchaus eigene Sphäre einer spezifischen Öffentlichkeit geschaffen hat, in der Produktionsziele und Konsumwünsche durch ein einfaches Interesse mittels PR und Werbung gesteuert werden. Dieses einfache Interesse war im Kapitalismus immer das Streben nach Gewinn; es begann sich aber in den 1980er Jahren in neuer Form auszusprechen und heißt: „Rendite".

Mit der Vorherrschaft des Geldes, konkretisiert in den dominierenden Finanzmärkten, trat ein völlig neuer – wenngleich zutiefst als Ideologie zu entlarvender – Blick in den Vordergrund: Um als Konsument ein gutes Leben führen zu können, um also vieles *haben* zu können, muss man zuerst ein anderer *sein*: Der Eigentümer einer großen, möglichst rasch wachsenden Geldsumme. Diese Geldsumme wird nicht mehr durch alltägliche Arbeit, durch den Lohn erworben; die Arbeit verdammt ja jeden dazu, die Rolle des Konsumenten täglich wieder aufgeben zu müssen. Nur ein großes, möglichst arbeitsfrei vermehrtes Vermögen („lassen sie ihr Geld arbeiten") führt zur Inkarnation des *reinen* Konsumenten, der viel Geld hat und kraft seines Geldbesitzes viele Konsumgüter erwerben kann. Deren Werden, deren Produktion ist an den Finanzmärkten völlig hinter einem Schleier der hektisch gehandelten Eigentumsrechte (Wertpapiere) verschwunden. Man versetzte, wenigstens in der ideologischen Sprache, den Konsumenten als „König" der Wirtschaft ins Zentrum, als letztlicher Lenker aller Geschicke kraft seiner Entscheidungen, kraft der Konsumentendemokratie – „jener wirtschaftlichen Demokratie, von der es heißt, daß in ihr ‚jeder Penny einen Stimmzettel bedeutet'" (Röpke 1959, 43). Doch dieses Bild hat seine Suggestivkraft eingebüßt. Die Illusion ist mit der Blase an den Märkten geplatzt. Aus dem König-Konsument ist für weite Teile der Bevölkerung auch in den kapitalistischen Kernländern wie England und den USA – *Austerität* geworden, privat und öffentlich. Aus den Inhabern von pekuniären Stimmrechten, die die Märkte vermeintlich steuern, sind wieder Habenichtse geworden. Geblieben ist allerdings eine kleine pekuniäre Minderheit, die sich in Oasen des Reichtums sogar eigene Städte (paradigmatisch: Dubai) errichtet. Für diese, gemessen an der Weltbevölkerung, winzige Minderheit ist die Ideologie vom freien, sich alle Wünsche erfüllenden Konsumenten Wirklichkeit geworden.

3 Klassische Ökonomik – eine Ökonomik der Arbeit

Es ist wohl hilfreich zum Verständnis dieser Entwicklung der Ökonomie heute einen Blick in ihr Werden zu werfen. Vor allem an einigen Schriften von Ökonomen lässt sich der Wandel vom Tätig-Sein zum Güter-Haben am deutlichsten beobachten.

Die klassische – schottische und englische – Nationalökonomie betrachtete den „Reichtum der Nationen" (*Wealth of Nations* ist der Titel des berühmten Buches von Adam Smith, 1776) fast ausschließlich unter dem Blickwinkel seiner Entstehung. Smith führt in seine Theorie mit den Sätzen ein:

> „Die jährliche Arbeit eines Volkes ist die Quelle, aus der es ursprünglich mit allen notwendigen und angenehmen Dingen des Lebens versorgt wird, die es im Jahr über verbraucht. Sie bestehen stets entweder aus dem Ertrag dieser Arbeit oder aus dem, was damit von anderen Ländern gekauft wird." (Smith 1978, 3)

Diese grundlegende Perspektive kannten schon die *Physiokraten* in Frankreich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ihr noch beschränkter Blick konzentrierte sich indes nur auf die landwirtschaftliche Arbeit, eine Restriktion, die in der klassischen Nationalökonomie durch einen allgemeinen Begriff *der* Arbeit überwunden wurde, gleich in welchem Sektor sie verrichtet wird. Es gab auch für die klassischen Nationalökonomen – ich nenne neben Smith noch David Ricardo, John St. Mill bis zu Karl Marx – zwar immer noch eine Differenzierung: Sie unterschieden zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Nur das, was sich in einem materiellen Produkt verkörpert, ist tatsächlich produktive Arbeit. Die Tätigkeit eines Lehrers, eines Musikers aber auch der bloße Transport von Produkten ist unproduktiv, trägt also nicht zur *Mehrung* des – rein materiell verstandenen – Reichtums der Nationen bei.

Die Quelle aller Produkte, die menschliche Arbeit unter Mitwirkung der Natur, wird hier also als eine Folge von Ursache-Wirkungs-Beziehungen betrachtet, die man rein materialistisch und durchaus mit demselben Blick wie in der Mechanik deutete. Hier lässt sich das theologische Erbe kaum mehr erkennen: Sah man im Mittelalter in allen Produktionen nur eine *Mitwirkung* an der einzig ursprünglichen Schöpferkraft des Creators, so wurde der Creator schrittweise durch den Begriff der „Natur" und ihre Kräfte ersetzt. Das Arbeiten der Menschen war nun nur mehr ein Glied in einer natürlichen Kausalkette ohne eigene Motive. Die Zwecke, die Ziele der Arbeit waren völlig aus dem Blick gerückt. Doch nicht nur das: Mit der Elimination des Creators und seiner Ersetzung durch mechanische Kausalbeziehungen verschwand auch all das aus dem Blickfeld, was erst sehr viel später wieder als *Kreativität* im Wirtschaftsprozess entdeckt wurde. Klassik und Neoklassik der Ökonomik sind gleichermaßen blind gegenüber der kreativen Dimension des Wirtschaftens, wie sie im Übrigen auch blind sind gegenüber der verändernden Rolle des Rechnens in Geld (vgl. Brodbeck 2013, 719ff.; 2014, 92ff.). Wenn alle wirtschaftlichen Werte durch „die" Arbeit erklärt werden („Arbeitswertlehre"), so handelt es sich um eine rein *mechanische* Arbeit. Alle Qualitäten werden eliminiert. Da sich aber die verschiedenen Arbeitsarten gleichwohl unterscheiden, erwuchs in diesem mechanischen Weltbild die ungelöste Frage, wie man diese verschiedenen Arbeitsarten

dennoch in eine einzige wertbildende Substanz umrechnen kann. Ricardo unternahm hier einige Anstrengungen, die im Detail hier nachzuzeichnen nicht möglich ist. Marx folgte diesen Spuren, ohne das Problem zu lösen (vgl. Brodbeck 2012, 521-532).

Der klassische Liberalismus erklärte auch das Eigentum als Resultat des Arbeitens; John Locke hatte dieses Argument vorgezeichnet wenn er sagt, dass nur „die Arbeit einen Rechtsanspruch auf Eigentum an den gemeinsamen Dingen der Natur begründen konnte“ (Locke 1977, 231). Zweifellos enthielt diese Lehre ein revolutionäres Element, das später auch hervorbrach. Wenn alle Werte letztlich durch Arbeit erzeugt werden, wenn ferner jedes legitime Eigentum ebenfalls Resultat von Arbeit ist, dann ist es eine logische – von Marx gezogene – Konsequenz, dass Gesellschaften, die die Arbeiter vom Eigentum ausschließen, Gesellschaften, die das wirtschaftliche Sein vom Haben durch Gesetze und staatliche Gewalt *trennen*, zutiefst ungerecht oder unmoralisch sind.

4 Armut – hergestellt und verteidigt

Doch was Marx als logische und historische Konsequenz aus den Vorstellungen der klassischen Nationalökonomen folgerte, das hatten die ökonomischen Klassiker selbst freimütig zugestanden. Ihr Urteil bezog sich nicht primär auf die moralische Qualität des Habens, sondern auf Quasi-Naturgesetze der Wirtschaft, die im Bild der „großen Maschine des Universums“ von Adam Smith bis zu den Modellen der Neoklassik fast allen Ökonomen vorschwebte (Vgl. Brodbeck 2013, 496). Was in der modernen Ökonomie immer noch ein blinder Fleck ist – die Lage der Armen –, das wurde in der klassischen Nationalökonomie durchaus gesehen und mit einer nahezu zynischen Selbstverständlichkeit auch ausgesprochen. Bernard Mandeville spurte diese Gedankenlinie in seinem Buch *The Fable of The Bees* (1724) vor. Er stellte die tradierte Moral auf den Kopf, als er die für das Gemeinwohl förderliche Rolle der privaten Untugenden („*Private Vices, Publick Benefits*“ lautet der Untertitel seiner Bienenfabel) herausstrich. Er formulierte als Erster eine Denkfigur, die bis in die Gegenwart zur Begründung neoliberaler Reformen (unhöflicher gesagt: Verarmungs- oder Austeritätsprogramme) herangezogen wird. Erst jüngst hat Papst Franziskus in seiner *Enzyklika Evangelii Gaudium* hellsichtig darauf hingewiesen (vgl. Brodbeck 2014a). Gemeint ist die These vom sogenannten *trickle down* Effekt. Darunter versteht Mandeville – und Adam Smith übernimmt diesen Gedanken –, dass die Ungleichverteilung der Vermögen, das Haben der Reichen und das Nicht-Haben der Armen, für die wirtschaftliche Entwicklung höchst förderlich sei und „langfristig“ auch den Armen einen Teil zukommen lassen werde. Kurzfristig gilt aber, so Mandeville ohne jeden moralischen Vorbehalt, dass „der sicherste Reichtum in einer großen Menge schwer arbeitender Armer besteht“ (Mandeville 1980, 319). Wie aber bringt man die Armen dazu, sich gegen dieses Los nicht aufzulehnen?

> „Ein Übermaß von harter und schmutziger Arbeit muß getan werden, bei der man sich in ein einfaches Leben einfügen muß. Wo sollten wir für diese Notwendigkeiten einen besseren Nachwuchs finden als unter den Kindern der Armen?“ (Mandeville 1980, 343)

Die Bereitschaft, viel zu arbeiten und nichts zu besitzen, bleibt nur erhalten, wenn die Bedürfnisse dieser Kinder niedrig gehalten werden. Je größer die Bildung, desto vielfältiger werden die Bedürfnisse, sagt Mandeville. Deshalb muss man den Armen Bildung *vorenthalten*, und es sei deshalb notwendig, dass „ein beträchtlicher Teil davon sowohl unwissend wie auch arm sei“ (ebenda, 320). Die damals immerhin schon eingeführten Armenschulen lehnte Mandeville deshalb nachdrücklich ab.

Mandeville spricht einen wichtigen Zusammenhang an: Das Nicht-Haben von Gütern, die Armut beruht auch im modernen Kapitalismus auf dem Nicht-Haben von Bildung. Man muss die Armen *dumm* halten, um sie *arm* zu halten, um also einen großen Teil der Bevölkerung in Bereitschaft zu halten, für das bloße Existenzminimum zu produzieren. Produktion und Konsum erscheinen hier als deutliche Trennung sozialer Klassen, keineswegs nur zweier sozialer Rollen. Ich werde – diese Gedankenlinie nochmals aufgreifend – noch zu zeigen versuchen, dass diese Struktur durchaus auch im modernen Konsumkapitalismus wiederzuerkennen ist, auch wenn die Klassenteilung durch eine Teilung zwischen armen und reichen *Nationen* und das „Dumm-halten“ der Bevölkerung durch eine kluge PR ersetzt worden ist. Die Dummheit, die ihren tieferen Grund im *gleichgeltenden und gleichgültigen* Horizont einer unversalisierten Geldrechnung hat (vgl. Brodbeck 2013, 909f.), ist übrigens die vielleicht unvermutete *Gemeinsamkeit* zwischen Arm und Reich, denn wie Marx sagte: „Das Privateigentum hat uns so dumm und einseitig gemacht, daß ein Gegenstand erst der unsrige ist, wenn wir ihn *haben*“ (Marx 1968, 540). Es ist der universelle *Horizont des Habens*, der die Differenz von arm und reich überhaupt *definiert*. Am Ende versucht sich Mandeville dann doch noch in einer moralischen Rechtfertigung für seine Haltung, sofern er für die Armen ein „Heruntertröpfeln“ des Reichtums von den Reichen behauptet. Durch die wirtschaftliche Entwicklung wird das, was früher nur den Reichen zugestanden wurde, später auch den Armen zugänglich. So gibt „es vieles, was einst als luxuriöse Erfindung betrachtet wurde jetzt aber selbst denjenigen zugestanden wird, die als gar zu arm der öffentlichen Fürsorge unterstehen“ (Mandeville 1980, 209).

Diese Rechtfertigungslinie lässt sich bis in die Gegenwart beobachten. Hayek nimmt den Gedanken des *trickle down* auf und schreibt:

> „Die Behauptung, daß in jedem Stadium des Fortschritts die Reichen, indem sie mit neuen Lebensstilen experimentieren, die den anderen noch unzugänglich sind, einen notwendigen Dienst erfüllen, ohne den der Fortschritt der Armen viel langsamer wäre, wird manchen als eine weithergeholte und zynische Rechtfertigung erscheinen.“ (Hayek 1991, 86)

Nun, dies *erscheint* als zynische Rechtfertigung, weil es eine zynische Rechtfertigung *ist*. Der Gedanke ist leicht als Trug zu durchschauen: Erstens haben jene, die arm sind und für Hungerlöhne arbeiten, *heute* so wenig, dass sie vielfach krank werden und mit kurzer Lebensspanne entlohnt werden (verschiedene Untersuchungen in England und den USA zeigen, dass Arme wesentlich früher sterben als

Reiche; vgl. Wilkinson/Pickett 2010, 73ff.). Zweitens ist der Lebensstil der Menschen, die heute *viel haben und konsumieren*, global nicht universalisierbar. Es wird nie einen Planeten Erde geben, auf dem 7,2 Milliarden Menschen jene Fülle konsumieren, die heute in den Enklaven des Reichtums für eine Minderheit der (sehr) Reichen als selbstverständlich gilt. Wer sollte die nun reich gewordenen 7,2 Milliarden Menschen bedienen, ihre Güter fertigen, ihre Häuser oder Flugzeuge bauen usw? Man kann nicht zugleich sehr reich *und* in einfachen Arbeiten produktiv sein – von der ökologischen und ressourcenökonomischen Unmöglichkeit solch einer Universalisierung einmal ganz abgesehen. Die schrankenlose Förderung des Konsums, die Entfaltung diverser Konsumkulturen und ihrer geschmäcklerischen Begleitung in den Feuilletons ist immer noch und immer nur eine für die – im globalen Maßstab – sehr kleine Minderheit der Reichen. Ihre Voraussetzung und ihr verschwiegener Subtext ist die dunkle Rückseite der strukturellen Armut, mag man hierbei auch ein „relativ" davorsetzen und großzügig darauf verweisen, dass die Armen in den Favelas und Slums doch immerhin sogar gelegentlich Fernseher und Handys in ihren Blechhütten besitzen.

Setzte Mandeville zur Durchsetzung der sozialen Trennung von Arm und Reich auf die fehlende Bildung der Kinder der Armen und die Perpetuierung der Unwissenheit, so spricht Adam Smith ungeniert eine ganz andere Sprache – die Sprache staatlicher Gewalt. Es war nicht Marx oder Lenin, sondern Adam Smith, der schrieb:

> „Wird also eine Regierungsgewalt zu dem Zwecke eingerichtet, das Eigentum zu sichern, so heißt das in Wirklichkeit nichts anderes, als die Besitzenden gegen Übergriffe der Besitzlosen zu schützen." (Smith 1978, 605)

Das Haben beruht auf einem durch staatliche Gewalt geschützten *Eigentum*. Nicht mehr ist die Rede davon, dass alles Eigentum durch Arbeit hervorzubringen sei, wie bei John Locke. Es ist schlichte Unterdrückung. Smith wiederholt diesen Gedanken auch in seinen *Lectures on Jurisprudence*; er ist ihm also nicht zufällig in die Zeilen gerutscht. Zwei weitere Momente finden sich bei Smith: Einmal betonte er im fünften Buch von *Wealth of Nations*, dass die einfache Arbeit, wie sie die von ihm beschriebene Arbeitsteilung hervorbringt, die Menschen stumpf und dumm mache. Was für die Arbeit ein Vorzug, sei für die Rolle als *Bürger* von Nachteil, denn, so Smith, solche Menschen seien für den Militärdienst nicht mehr geeignet. Smith sieht also immerhin, dass Menschen nicht gänzlich auf ihr Los als Produzenten reduziert werden können. Als Konsumenten kommen sie noch nicht in den Blick, auch wenn er an einer Stelle seiner *Theory of Moral Sentiments* den Gedanken von Mandeville reproduziert.[2] In einer anderen Gedankenlinie, die Malthus dann systematisch entfaltet, betont Smith, dass „bei den unteren Klassen (scil. den Armen) die Kargheit des Lebensunterhalts der Vermehrung der menschlichen Spezies Grenzen setzt" (Smith 1979, 97). Robert Malthus entwickelt daraus sein Bevölkerungsgesetz, das besagt, dass die exponentielle Vermehrung der Menschen periodisch an die Grenze der Nahrungsmittelproduktion stößt. Menschen verhungern – und *sol-*

[2] Vgl. genauer Brodbeck (2014, 125ff.)

len verhungern –, denn nur so bleibt eine Klasse von Habenichtsen auch arm und damit eine Quelle des Reichtums, des Konsums der Reichen.

5 Marxismus – die unerfreuliche Konsequenz der klassischen Ökonomie

Es ist kein Wunder, dass mit Blick auf derartige Thesen – zu schweigen von dem, was Friedrich Engels in seinem Buch „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" (1845) dargestellt hat – sozialistische und kommunistische Theoretiker die tiefe Ungerechtigkeit des Kapitalismus herausgestrichen haben. Diese Kritik, besonders die von Karl Marx, war nichts weniger als eine logische Konsequenz aus den Voraussetzungen, auf deren Grundlage die klassische Nationalökonomie die Wirtschaft erklärte. Wenn aller Reichtum Armut zur Voraussetzung hat, wenn Armut auf Bildungsmangel, unzureichender Ernährung und vor allem der Exklusion vom Besitz durch staatliche Gewalt beruht, dann ist eine völlige Umwälzung der Gesellschaft scheinbar unvermeidbar und der Kommunismus die einzige Hoffnung, eine Fülle der Bedürfnisbefriedigung für alle zu erreichen.

Die Ökonomen, die weiter an der Überlegenheit des Liberalismus und einer liberalen Marktordnung festhielten, suchten deshalb systematisch nach Wegen, auch *theoretisch* andere Begründungen zu liefern. Ein Wandel bot sich in der deutschen Tradition der Nationalökonomie an (vgl. Brodbeck 2014, 235ff.) Sie setzte als Grundbegriff an die Stelle der „Ware" den des „Gutes", das durch seinen Gebrauchswert definiert und Grundlage aller Werte ist. Die ökonomischen Klassiker gingen davon aus, dass der Kapitalismus eine Fülle von *Waren* produziert und die sie hervorbringende Arbeit somit das Kriterium ihres Wertes wie auch Motor des Fortschritts sei. Ein theoretisches Hauptargument war die Unterscheidung zwischen Tauschwert und Gebrauchswert der Waren, eine Unterscheidung, die sich schon im ersten Buch der *Politeia* von Aristoteles findet. Der Gebrauchswert – modern: Nutzen – der Waren wurde rein physisch definiert durch die Produkteigenschaften. Ein konsumierendes *Subjekt* rückt gar nicht oder kaum in den Blick. Der Grund war einfach: Der Konsum der Arbeiter war der Konsum der Armen, beschränkt auf das Notwendigste, das das Überleben sichert. Eine Wahlfreiheit bei den Waren ist bei kargem Lohn kaum gegeben: Man ist festgelegt auf das Nötigste an Lebensmitteln und Wohnung. Ein Argument schien diese reine Objektivierung des Gebrauchswerts zu stützen, das den Nutzen, damit den Konsum aus jeder Wertbetrachtung ausschloss: Es handelt sich um das sog. Wertparadoxon. Güter mit hohem, ja höchstem Gebrauchswert (wie Luft, Wasser etc.) haben gar keinen oder fast keinen Tauschwert – ich spreche hier vom Blickwinkel des 19. Jahrhunderts! Dagegen können praktisch nutzlose Luxusgegenstände wie Diamanten, Gemälde etc. oft höchste Preise erzielen. Tauschwert und Gebrauchswert lassen sich, so das Argument, nicht aufeinander beziehen. Folglich seien alle ökonomischen Werte durch die Produktion bestimmt; der Gebrauchswert und die privaten Ziele und Wünsche werden gar nicht analysiert.

6 Der neoklassische Gegenangriff

Nun führte aber die Arbeitswerttheorie zu den genannten radikalen und durchaus logisch konsequenten Schlussfolgerungen des Marxismus und Kommunismus. Also suchte man das „Wertparadoxon“ zu entkräften. Es war der zu seiner Zeit völlig verkannte und vergessene Hermann Heinrich Gossen, der in seinem Buch *Entwickelung der Gesetze des menschlichen Verkehrs, und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln* (1854) die Trennung von Wert und Gebrauchswert durch eine logische Differenz aufhob. Seine Lösung bleibt paradigmatisch, auch wenn sie erst später von Léon Walras, Carl Menger und Stanley Jevons unabhängig voneinander wieder entdeckt wurde. Walras bezog sich später, nachdem er Gossens Text kennengelernt hatte, ausdrücklich auf Gossen und hat ihm den Ruhm eines Kopernikus zuerkannt. Es genügt, wenn ich mich hier ausschließlich auf Gossen beziehe (zu Menger, Jevons, Walras und andere von den späteren Autoren ausführlich vgl. Brodbeck 2012, Teil 4).

Die Lehre der Kommunisten führte zu der Konsequenz: Die Arbeiter müssen alles Privateigentum abschaffen und die Produktion gemeinsam und in gemeinsamem Besitz organisieren durch einen Zentralplan. Das Privateigentum, damit die rechtliche Normierung des *Habens*, mag historisch in einer Durchgangsphase eine fortschrittliche Rolle gespielt haben – so Marx. In der reifen Phase des Kapitalismus wird das Privateigentum aber zum Hemmnis. Aller Konsum wird in der kommunistischen Gesellschaft gemeinschaftlich befriedigt, privates „Haben“ hat sich historisch erledigt. Gossen widerspricht dem nachdrücklich und sagt, dass der Schluss „auf die Entbehrlichkeit des Privateigenthums unzulässig ist”; es ist vielmehr

> „der größtmöglichste Schutz des Privateigenthums, sei es, daß der Besitzer dieses selbst genießen oder Anderen zum Genuß übertragen will, die unbedingteste Nothwendigkeit für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft.“ (Gossen 1854, 231)

Die Privateigentümer korrespondieren den einzelnen Konsumenten, deren Vermittlung die Aufgabe der Wirtschaft ist. An die Stelle des Arbeitswerts tritt der Nutzen. Das Wertparadoxon wird von Gossen so gelöst: Nicht der absolute Nutzen eines Gutes bestimmt seinen Wert, vielmehr der Nutzen der zuletzt erworbenen Einheit. Der Zuwachs an Besitz von Konsumgütern stiftet einen Grenznutzen, und für diesen Grenznutzen bezahlt der Konsument den Güterpreis, der damit letztlich „der Summe aller einzelnen Genüsse gleich“ ist (Gossen 1854, 24). Daraus erwächst eine völlig neue Aufgabe der Wirtschaft: Nicht die Produktion, der Konsum rückt in die Mitte – und Gossen wäre nicht der Prophet, der er glaubte zu sein, wenn er darin nicht ein göttliches Gesetz erblickt hätte:

> „Der Mensch wünscht sein Leben zu genießen und setzt seinen Lebenszweck darin, seinen Lebensgenuß auf die möglichste Höhe zu steigern. (…) Seinen Lebenszweck in dem Maße zu erreichen, wie es die Einrichtung der Schöpfung möglich macht, kann dem Menschen diesen Sätzen gemäß erst dann gelingen, wenn ihm die ganze Schöpfung mit allen in ihr wirksamen Kräften bekannt sein wird, weil er erst dann die Gewißheit erhält, alle dem Menschen möglichen Genüsse, sowie die Möglichkeit ihrer Steigerung zu kennen, daher die erste Regel für sein Handeln, mit allen Kräften danach zu streben, diese Kenntnis zu erlangen.“ (Gossen 1854, 1 und 23)

Gott hat Märkte, Privateigentum und Preise eingerichtet, damit die Menschen nach und nach alle nur möglichen Genüsse entdecken und darauf alle Aktivitäten ausrichten. Dagegen die Arbeit – eine bloß hervorbringende Ursache – ins Zentrum der Betrachtung zu setzen, wie dies „den hirnverbrannten Theorien des Kommunismus und Sozialismus“ (Gossen 1854, 91) entspricht, hat fortan als Erklärung ausgedient. Gossen geht den neoliberalen Ökonomen in dem Selbstbewusstsein voran, nichts weniger als dem Plan Gottes nicht nur in die Karten zu schauen, sondern ihn – ohne sonstige Legitimation – auch als Hohepriester der neuen ökonomischen Religion zu verkünden:

> „Die Priester dieser Religion (…) bedürfen für die Ausübung dieses hohen Berufs keiner Weihe aus Menschenhand, sie sind durch den Schöpfer selbst so untrüglich bezeichnet, dass jeder Zweifel an ihrer Sendung schwindet.“ (Gossen 1854, 188)

Die Ökonomik verwandelt sich hierdurch nicht nur in eine neue Theorie, Gossen antizipiert auch das wörtlich wiederholte Selbstverständnis der Ökonomen als „orthodoxe Priester“ (vgl. Brodbeck 2013, 61), kraft ihrer höheren Einsicht nötigenfalls den Menschen auch durch *diktatorische Mittel* widerspruchslosen Marktgehorsam vorschreiben zu dürfen – dazu gleich mehr. In einer zunächst weit noch bescheideneren Form konstituierte sich diese Theorie als neoklassische Ökonomik in den 1870er Jahren. Diese Theorie, dass alle Werte letztlich auf Nutzenerwägungen der Konsumenten zurückgehen und Preise, Zinsen, Gewinne oder Bodenrenten nur ein Schatten dieser ursprünglichen Bewertung sind („Schattenpreise“ in der mathematischen Ökonomie), wird fortan die herrschende – *Neo-Klassik* genannt. Das „Neo“ bezieht sich auf die neue Wertlehre des Nutzens oder Grenznutzen, „Klassik“ bedeutet die Fortführung des Liberalismus, die Verteidigung des Privateigentums als Grundlage allen Habens sowie Preise und Wettbewerb auf Märkten als die Institutionen, die die Konsumentenwünsche zu den Produzenten lenken und dadurch deren Produktionsziele steuern. Der Neoliberalismus ist nur die nach Keynes wieder durchgesetzte Vorstellungswelt des klassischen Liberalismus, in besonders reiner Form formuliert von Mises und Hayek. *Theoretisch* geht alle Ökonomik des 20. Jahrhunderts bis heute von dem aus, was im Prinzip Gossen formuliert hatte. Die Keynes’sche Revolution verbleibt in diesem Horizont der Nutzentheorie, auch wenn einige von Keynes‘ Schülern, gelegentlich sogar er selbst, versucht haben, Aspekte der klassischen Arbeitswertlehre zu reformulieren (allen voran Piero Sraffa). Doch dieser theoretische Zweig ist inzwischen weitgehend verdorrt.

7 Spaltung der ökonomischen Schulen – Spaltung der Welt

Man kann – aus der Vogelperspektive – die Dualität von Arbeitswertlehre mit kommunistischen Konsequenzen und Nutzentheorie mit ihrer Verteidigung von Privateigentum, Märkten und Wettbewerb nach dem Zweiten Weltkrieg auch als *politische* Spaltung beobachten. Der Sozialismus sowjetischer Prägung führte bis in die Planwirtschaft hinein die Marx'sche Arbeitswertlehre fort und glaubte anfangs sogar, man könne das Geld überhaupt abschaffen (vgl. Brodbeck 2011). Produktionsziele, „Tonnenideologie" und die ausschließliche, wenn auch zweifellos vorwiegend ideologische Orientierung an der „Arbeiterklasse" waren das Kennzeichen des sowjetischen Sozialismus (mit diversen Reprisen in China, Vietnam, Kambodscha, Korea und Cuba). Der Konsum war zweitrangig, das Eigentum war Staatseigentum und Märkte spielten keine (wesentliche) Rolle. Ganz anders der „Westen". Die USA galten als Konsumparadies. Der Massenkonsum wurde nicht nur zum amerikanischen, sondern zum globalen Traum. Mit dem schrittweisen Sieg dieses Modells wurden auch die an der Arbeiterbewegung orientierten Organisationen wie die Gewerkschaften mehr und mehr geschwächt – zuerst in England und den USA in den 1980er Jahren –, um schließlich einer völligen Freilassung der Märkte, der Reduktion der Sozialstaatsprogramme und Privatisierung staatlicher Unternehmen Platz zu machen. Aus der Universalisierung der Konsumorientierung ist zwischenzeitlich allerdings wieder ein Programm neuer Verarmung geworden. Und dieser Entwicklung und ihrem tieferen Grund gilt nun der nachfolgende Teil der Analyse.

8 Vorrang des Marktes vor der Demokratie (im Zweifel durch einen Diktator)

Tatsächlich trat in den 1920er Jahren in Europa, vor allem aber in den USA erstmals der Konsum als zentrale Größe auch ins Bewusstsein der *politischen* Theoretiker. Mit der Demokratie in den USA und den demokratischen Versuchen in Kontinentaleuropa zeigte sich ein Problem. Die Ökonomen waren bezüglich demokratischer Formen vielfach skeptisch. Die eigentliche „Demokratie" erblickten neoklassische, später neoliberale Theoretiker in den Marktprozessen. Die Politik hatte nach ihrer Auffassung hier nur die Aufgabe, bestimmte Rahmenbedingungen wie den Schutz der Eigentumsrechte und der äußeren Sicherheit bereitzustellen. Wilhelm Röpke, einer der Väter des Ordo-Liberalismus – die deutsche Variante des Neoliberalismus – brachte diese Zweifel in der Frage zum Ausdruck, „ob echte Demokratie und freie Marktwirtschaft auf die Dauer mit einem Zustand vereinbar sind, in dem die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung aus abhängigen Gehalts- und Lohnempfängern besteht." (Röpke 1958, 325) Stets wurden neoliberale Theoretiker von der Angst

getrieben, dass eines Tages „der demokratische Souverän ‚Markt' durch den autokratischen Souverän ‚Staat' ersetzt wird" (ebenda 1959, 131). Der *demokratische* Souverän galt als politischer Wackelkandidat. Mochte man auch dem Konsumenten scheinbar völlige Souveränität einräumen, beim Wahlbürger war solche Souveränität verdächtig.

Dieser Zweifel an der Demokratie, die – so die Befürchtung – immer durch Mehrheitsentscheidungen in eine sozialistische Ordnung umzukippen drohte, führte zu den erstaunlichsten Kapriolen der Champions des Liberalismus. Hayek hat in seinem Buch *Die Verfassung der Freiheit* nachdrücklich vor demokratischen Mehrheiten gewarnt und dem Markt und seiner Freiheit, der Freiheit der Entscheidungen der Eigentümer, stets die Priorität eingeräumt. Ludwig von Mises beschwor in den 1920er Jahren bereits den Untergang des Abendlandes, falls sozialistische Regierungen sich am Eigentumsrecht vergreifen – was ihn politisch zu einem erstaunlichen Urteil führte:

> „Es kann nicht geleugnet werden, daß der Faszismus und alle ähnlichen Diktaturbestrebungen voll von den besten Absichten sind und daß ihr Eingreifen für den Augenblick die europäische Gesittung gerettet hat. Das Verdienst, das sich der Faszismus damit erworben hat, wird in der Geschichte ewig fortleben." (Mises 1927, 45)

Die Diktatur wird zum Helfer der Freiheit des Marktes und der Eigentümer – ganz in Fortführung der Linie von Adam Smith und dessen ungeschminkter Erklärung der Rolle des Privateigentums. Diese Linie führte Hayek (wie auch Milton Friedman) konsequent weiter, als Salvator Allende in Chile 1970 zum Präsidenten gewählt wurde und weitreichende Reformen einleitete, die vor allem US-amerikanische Eigentumsrechte tangierten. Am 11. September 1973 wurde Allende gestürzt, beging vermutlich Suizid und wurde durch die Diktatur von General Augusto Pinochets ersetzt. Pinochet machte alle Einschränkungen der Eigentumsrechte rückgängig und setzte neoliberale Reformen – auch mittels Mord und Folter – durch. Hayek traf den General persönlich und war der wohl wichtigste Einfluss auf die neue chilenische Gesetzgebung. Hayek verteidigte Pinochet, lobte ausdrücklich den CSU-Politiker Franz-Joseph Strauss, der Pinochet besuchte und dessen Regime begrüßte. Anlässlich dieses Putsches formulierte Hayek eine vergleichbare Auffassung wie die von Mises aus den 1920er Jahren. In einem Brief an die *Times* vom 11. Juli 1978 schrieb Hayek: „In Modern times there have of course been many instances of authoritarian governments under which personal liberty was safer than under democracies." Und er ergänzte: "a democracy can never create itself but must always be the product of the authoritarian decision of a few." Die Freiheit des Konsumenten und Eigentümers steht also für den Neoliberalismus *höher* als die Freiheit des Bürgers. Die Wirtschaft dient nicht den Bürgern, die Bürger müssen durchaus auch Diktatoren erdulden, damit ihre Rolle als Marktteilnehmer ungetrübt bleibt. Die *persönliche* Freiheit sei unter Diktaturen gelegentlich sicherer als in einer Demokratie. Und so sagt Hayek: „Personally, I prefer a liberal dictator to democratic government lacking in liberalism" (Farrant/McFail/Berger 2012, 521). Das Haben – als Eigentümer und Konsument – steht prinzipiell über dem Sein als Mensch und Bürger. Pinochet war für Hayek „a liberal dictator" – „liberal" heißt hier aus-

schließlich die Freiheit der Märkte, nicht die der (gefolterten, ermordeten und in Gefängnisse geworfenen) Bürger.

9 PR oder die Steuerung von Konsumenten und Wählern

Die Rolle der Demokratie und der Konsumenten wurde in den USA von Walter Lippmann – zeitweilig durchaus politisch auf einer Linie mit Hayek – und Edward Bernays unter einem ganz anderen Blickwinkel betrachtet, der für die Gesamtentwicklung des „Konsumkapitalismus" von größerer Bedeutung ist als die faschistoiden Anklänge bei von Mises, Hayek oder Milton Friedman.[3] Lippmann und Bernays rücken den Konsumenten und Wähler in eine *gemeinsame* Perspektive und stellen die Frage, wie moderne Massendemokratien und eine Wirtschaft, die auf kontinuierliche Konsumnachfrage angewiesen ist, überhaupt als stabile Institutionen möglich sind. Sie untersuchen, was die neoklassischen Ökonomen als *exogen* voraussetzen: Die Präferenzen der Wähler und Konsumenten. Die Präferenzen für Wahlentscheidungen – in der Politik und beim Konsum – sind nicht angeboren oder gegeben. Sie sind nicht, wie von Mises und andere durchaus in Fortführung der Lehre des klassischen Liberalismus behaupten, *exogen*. Lippmann und Bernays betrachten Präferenzen im Gegenteil als *endogen erzeugte Produkte*. Das „Haben-Wollen" ist nicht Ausfluss einer verborgenen Triebnatur, die letztlich genetisch oder neurologisch bedingt ist. Was immer an ursprünglichen Trieben und Bedürfnissen zu identifizieren ist – Bernays beruft sich als Neffe von Siegmund Freud auf die Erkenntnisse der Psychoanalyse –, sie sind sozial *geformt* und damit weiter formbar.

Lippmann und im Anschluss an ihn Bernays berufen sich auf die Massenpsychologie von Le Bon. Dieser hatte erkannt, dass der Konsum keinem Reiz-Reaktions-Muster folgt, sondern dass zwischen einem äußeren Reiz und einer Reaktion eine innere Verarbeitung erfolgt, die nach Le Bon vorwiegend auf *Bildern* beruht. Menschen sind nicht primär Einzelwesen. Sie denken und handeln in Gruppen, und Gruppen werden nicht von vernünftigen Überlegungen gesteuert – so Le Bon und ihm nachfolgend Lippmann und Bernays –, sondern von Bildern, an die Emotionen geknüpft sind.

> „Die Masse denkt in Bildern, die nach ihrer Entstehung von selbst eine Reihe anderer Bilder ohne logischen Zusammenhang mit den ersteren auslösen." (Le Bon 1938, 22)

Lippmann übernimmt diesen Gedanken:

> „Whatever we recognize as familiar we tend, if we are not very careful, to visualize with the aid of images already in our mind." (Ebenda 1922, 116)

Und Lippmann fügt den Gedanken hinzu, dass in der wirtschaftlichen und politischen Öffentlichkeit eine große Fülle an Informationen und Eindrücken die Menschen verwirrt und sie deshalb über keine Sicherheit verfügen. Der „König Kunde", vermeintlich in der Mitte wirtschaftlicher Prozesse, ist ein sehr flatterhaftes, wan-

[3] Vgl. dazu Klein (2007, passim)

delbares Wesen, nicht ein festes Fundament für demokratische und Konsumentscheidungen. Seine Wünsche sind weitgehend *Produkte*, nicht exogene Voraussetzungen jeglichen Produzierens.

> „And so where masses of people must cooperate in an uncertain and eruptive environment, it is usually necessary to secure unity and flexibility without real consent. The symbol does that. It obscures personal intention, neutralizes discrimination, and obfuscates individual purpose. It immobilizes personality, yet at the same time it enormously sharpens the intention of the group." (Ebenda, 238)

Der Konsument wie der Wähler wird zum Gegenstand einer *Massenkontrolle*, eine „Kunst", die durch die PR eine durchaus wissenschaftliche Form gefunden hat. Edward Bernays hat diese neue Lenkungstechnik weiterentwickelt. In seiner Theorie der Propaganda (1928), zur selben Zeit, da von Mises den Faschismus als Retter abendländischer Kultur anpries, fand Bernays für die USA eine ganz andere Lösung. Alles kommt darauf an, die Übereinstimmung der Wähler und Konsumenten – *the consent* – zu instrumentalisieren und herzustellen. *Engineering of Consent* wird das Schlagwort von Bernays. Und er nimmt hier kein Blatt vor den Mund:

> „The conscious and intelligent manipulation of the organized habits and opinions of the masses is an important element in democratic society. Those who manipulate this unseen mechanism of society constitute an invisible government which is the true ruling power of our country." (Bernays 1928, 9)

Bernays spricht auch einen Gedanken aus, der sich erst in Verbindung mit der Konsumtheorie, die Keynes formuliert hat, vollständig verstehen lässt – ein bislang völlig vernachlässigter Gegenstand wirtschaftswissenschaftlicher Forschung. Die neoklassischen Ökonomen gehen von atomistischen Vorstellungen aus („methodologischer Individualismus"). Letzte Bestimmungsgröße sind die individuellen Präferenzen der Konsumenten, die ihre „Schatten" auf die Produktionssphäre durch den Preismechanismus werfen und ihn so steuern. Das war vor allem das Bild von der Wirtschaft, das Hayek in der Tradition der *österreichischen Kapitaltheorie* entworfen hatte. Wenn sich Konsumentenpräferenzen ändern, dann ändern sich Preise, folglich auch die relativen Gewichte der Produktionszweige. Unternehmen erscheinen hier als willige Erfüllungsgehilfen der Konsumentenwünsche ohne wirklich eigene Zielsetzung: In ihrem Profitstreben versuchen sie nur einen möglichst hohen Gewinn durch den Zuspruch der Konsumenten zu erlangen, von dem sie völlig passiv abhängig sind – so die These des Neoliberalismus.

10 Die Weltwirtschaftskrise und die keynesianische Revolution

Dieses naive Bild einer Wirtschaft von einem variablen, aber prinzipiell immer wieder neu gewonnenen Gleichgewicht zwischen Konsum und Produktion kraft der magischen Rolle der Preise (die *invisible hand* von Adam Smith), zerbarst 1929 an der Weltwirtschaftskrise. Preissenkungen führten nicht zu neuer Beschäftigung, sondern in eine Deflationsspirale. Hayek sah die Ursache selbstredend in einem Eingriff einer staatlichen Institution, der Zentralbanken, die den Zinssatz unter den (freilich völlig fiktiven) „natürlichen Zinssatz" gedrückt und damit zu Überinvestitionen und sektoralen Verzerrungen geführt hätten. Letztlich sei die Höhe des Zinses bestimmt durch die Ersparnis der Bürger und die Nachfrage der Investoren; so Hayek auf den Spuren des schwedischen Ökonomen Knut Wicksell, der diese Theorie entwickelte hatte.

Keynes hielt dem eine ganze Reihe von Argumenten entgegen. Es ist naiv zu glauben, dass Kredite nur in der Höhe der Spareinlagen privater Sparer vergeben werden. Das Banksystem schafft selbst unaufhörlich Liquidität; die Zentralbank spielt hierbei eher eine nachgeordnete Rolle. Senkt die Zentralbank den Leitzins unter ein bestimmtes Mindestniveau (faktisch „Null"), so sind ihr die Hände gebunden. Wenn die Wirtschaft bei diesem Zinsniveau immer noch nicht hinreichend zu positiven Investitionen führt, kommt es massenhaft zu Entlassungen, der Konsum sinkt, damit die Gesamtnachfrage, und dies führt zu Preissenkungen und Massenarbeitslosigkeit. So die – sehr kurz skizzierte – Diagnose von Keynes. Er rückt nicht den einzelnen Konsumenten in den Mittelpunkt, sondern das „Aggregat", alle Konsumenten zusammen, denn sie bestimmen die Nachfrage („effektive Nachfrage"), damit die Auslastung der Produktionskapazitäten und so die Beschäftigung. Deshalb der Aufruf von Keynes an die Hausfrauen, den ich eingangs zitiert habe. Mangelt es an privater Nachfrage, so erinnert Keynes daran, dass ein großer Teil des BIP bereits vom Staat umverteilt wird. Was der Staat ohnehin *tut*, kann er nun auch *gezielt* mit Blick auf die Konjunktur tun: Ausgaben vorziehen, Kredite aufnehmen und so die ausbleibende Nachfrage der Konsumenten substituieren, bis die Wirtschaft wieder Fahrt aufnimmt, die Steuern wieder fließen und öffentliche Kredite somit wieder getilgt werden können.

Keynes' Naivität, so müssen wir heute erkennen, bestand in dem Glauben an die höhere Vernunft Regierender; viele Politiker handeln im Zweifel doch nur gemäß der eigenen Privat- oder Parteiinteressen, nicht im Interesse des Gemeinwohls. Dennoch bleibt von der Keynes'schen Blickweise auf den Konsum ein wichtiger Punkt erhalten, der kaum gesehen wird und der sich durch die Theorie von Edward Bernays schließen lässt. Bernays betrachtet auch den Konsum als ein Aggregat. Nach der neoklassischen Lehre lenken die *Preise* individuelle Präferenzen (die vor-

gegeben seien) auf individuell und unabhängig erzeugte Produkte. Dieses Modell erscheint für Bernays als eine naive Auffassung. Unternehmen machen sich nicht völlig abhängig vom Markt, sie *gestalten ihn* – durch PR und Werbung. Präferenzen sind, wie gesagt, Produkte, nicht „Daten“ der Wirtschaft. Der Wettbewerb verläuft nicht über Produkte und ihre Preise, sondern zwischen ganzen Industrien: Urlaubsreisen stehen in Wettbewerb zu einem Flachbildschirmhersteller, edle Weine in Konkurrenz zum neuen Smartphone. Die Nachfrage ist ein unspezifiziertes Aggregat – für Keynes und Bernays. Bernays erkennt aber darüber hinaus, dass diese Nachfrage *gestaltbar* wird. Es ist eine ganz andere Form des Wettbewerbs als in der Vorstellung der Neoklassik, die darunter eine Konkurrenz der Anbieter gleichartiger Produkte um zahlungsfähige Nachfrage verstand, jeweils geführt über den Preis. Bernays ersetzt diesen Gedanken durch die Einsicht der Massenpsychologie, die schon Lippmann übernahm:

> „In theory, everybody buys the best and cheapest commodities offered him on the market. In practice, if everyone went around pricing, and chemically testing before purchasing, the dozens of soaps or fabrics or brands of bread which are for sale, economic life would become hopelessly jammed. To avoid such confusion, society consents to have its choice narrowed to ideas and objects brought to its attention through propaganda of all kinds.” (Bernays 1928, 11)

Menschen entscheiden sich nicht nach irgendwelchen Produktqualitäten, die sie gleichsam „chemisch” überprüfen, um sie dann ihren angeborenen Präferenzen zuzuordnen. Die Entscheidungen folgen Bildern der Werbung, die produziert werden und nur sehr bedingt etwas über Produkte aussagen. Der Raum des Konsums wandelt sich in eine eigene soziale Wirklichkeit, die vielfältig gestaltet wird – von PR-Managern, Werbefachleuten bis hin zu den Medien und ihren soziologischen Interpreten.

11 Die Illusion der „Realwirtschaft“ und das vergessene Geld

Der historische Übergang des Blickwinkels vom Tätig-Sein auf das Güter-Haben, von der Produktion, der Arbeit auf bloßes Eigentum und den Konsum aus Einkommen – dieser historische Übergang des Blickwinkels bewahrt einen sehr großen blinden Fleck. Was hier überhaupt nicht oder nur am Rande ins Gesichtsfeld rückt ist die *Vermittlung* von Produktion und Konsum, von Tätig-Sein und Haben-Wollen. Diese Vermittlung erfolgt heute nahezu ausschließlich durch das Geld. Das Geld vermittelt aber nicht einfach Prozesse, die unter seiner Oberfläche mehr oder weniger naturförmig verlaufen – die klassische, neoklassische und marxistische Ökonomie spricht hier von „Realwirtschaft“. Diese vermeintliche Realwirtschaft, in den Lehrbüchern der Mikroökonomie ganz ohne Geld abgehandelt, bilde – so die Legende – ein stabiles Reich des Gleichgewichts. Sie ruht auf den exogenen Präferenzen der Konsumenten und dem technischen Wissen, das in der Produktion zur Anwendung kommt. Das Geld sei nur ein „Schleier“ über realen Vorgängen; es sei nur „das Öl in der Wirtschaftsmaschine“ usw. Nichts könnte weiter von der Wahrheit

entfernt sein. Die wachsende Unterordnung aller Produktion und allen Konsums unter die Geldrechnung hat auch die Zielsetzungen der Menschen dem Geld und seiner Form unterworfen. Die Welt spricht heute in vielfältigen Dialekten die „Sprache des Geldes“ (Brodbeck 2014, 15-86).

Was bedeutet diese allgemeine Diagnose konkret für Wirtschaftsprozesse? Die Produktionsabläufe, die Unternehmen sind inzwischen fast *ausschließlich* den Interessen der Finanzmärkte unterworfen. Die Eigentumsrechte an Unternehmen haben sich längst völlig von der realen Produktion getrennt. Viele Zwischenstufen sind hinzugekommen. An den Börsen handeln inzwischen vorwiegend Computer ultraschnell Eigentumstitel (Aktien, Derivate usw.) völlig unabhängig von den konkreten Erfordernissen der Finanzierung von Unternehmen. Eine gewaltige Medienindustrie ist dabei, Konsumentenpräferenzen auf vielfältige Weise zu beeinflussen, so dass das Gesamtergebnis der Wirtschaft nicht durch Präferenzen und technisches Wissen gesteuert wird, sondern von den höchst kurzfristigen Interessen der Anleger: Große Fonds, Banken, auch gelegentlich staatliche Stellen oder Zentralbanken. Der alte Gedanke, dass das Haben, der Besitz zur Verantwortung verleite über das, woran Eigentumsrechte geltend gemacht werden, dieser Gedanke ist völlig obsolet geworden. Wer mit Futures für Lebensmittel – gebündelt in Fonds, versichert und neu gebündelt – handelt und somit wenigstens formal temporärer Eigentümer an Reis, Mais oder Weizen geworden ist, den bekümmert der tatsächliche Weg dieser Produkte nur dann, wenn davon Preiswirkungen ausgehen. Mag ein Bauer, der seine Ernte mit Futures absichert, tatsächlich die Dauer seines Besitzes im Auge haben – der Derivatehändler, der Investor, sie alle haben an der realen Wirtschaft kein primäres Interesse mehr. Die Geld- und Finanzsphäre hat sich längst als eine Herrschaft etabliert, die sowohl die Produktionsprozesse wie die vielfältigen Medien-, Werbe- und PR-Kampagnen zur Lenkung von Konsumentenwünschen subsumiert.

12 Die Trennung von Produktion und Konsum – ein globaler Gegensatz

Mehr noch. Die Dualität von Produktion und Konsum, von Tätig-Sein und Güter-Haben ist schon lange nicht mehr eine Funktionsteilung innerhalb eines Landes. Güterherstellung und Güterkonsum sind heute global verteilt. Die Konsumzentren waren bis vor wenigen Jahren zugleich die Tempel der Eigentümer: In den USA nicht weniger als in England oder Europa und Japan. Neu hinzugekommen ist China. Zunächst nur arbeitsteilige Werkbank, ausgelagert aus den USA und anderen Ländern, ist China inzwischen in der Position, zwar immer noch weite Teile der eigenen Bevölkerung in Armut zu halten (Millionen Wanderarbeiter, Arbeiter auf dem Land usw.), aber auch Teile der Produktion bereits in Nachbarländer auszulagern. Es entstand ein Netzwerk von geteilter Produktion und Konsum, dessen *Vermittlung* fast ausschließlich unter dem Kommando von Wall Street, der City von London und den weniger zentralen Finanzplätzen Tokio oder Hongkong steht.

Nicht mehr jeder Einzelne ist als *Rolle* partiell Produzent, partiell Konsument. Ganze Erdteile werden nun funktionalisiert. Sie werden real verknüpft durch endlose Flotten von Container-Schiffen und Transportflugzeugen. *Gesteuert* aber werden sie von den jeweiligen Interessen der Investoren, in deren temporärem Eigentum sie sind.

Die Rolle des Konsums steht nach wie vor im Zentrum. Es ist allerdings ein Konsum, der sich auf Eigentum oder Vermögen stützt. Tatsächlich kann man sagen, dass es *im ideologischen Sinn* tatsächlich so etwas wie ein *trickle down* gegeben hat: Der Konsum- und Lebensstil der Reichen wurde Mainstream, er „tröpfelte" als Modell ins Bewusstsein der Mehrheit der Gesellschaft. Als Ideal gilt ein Leben, bei dem durch Teilhabe an Finanzoperationen und darin gehaltenen Eigentumstiteln eine reichliche Geldquelle fließt, die *Arbeit* nicht mehr zur Voraussetzung macht. „The truly rich don't get their money by working for high pay. They get their money as a consequence of their pre-existing wealth." (Yglesias 2014)[4] Es ist der bloße *Besitz*, die Funktionalisierung von Eigentumsrechten, die als Eintrittskarte in die vielfältigen Konsumwelten gilt. „*The very very Rich*" (jenes eine Prozent, das in den USA ein Viertel des Einkommens bezieht; Vgl. Atkinson/Picketty/Saets 2011, 7) erzielen ihr Einkommen aus Vermögen, das sie mehrheitlich nicht durch eigene Leistung erworben, sondern nur geerbt haben. Dieses von diesen „sehr sehr Reichen" getragene Konsummodell, der darin liegende rein illusionäre, nicht universalisierbare Lebensstil verbreitete sich nach der Dot-Com-Krise von 2000 bis hinein auch in weniger wohlhabende Bevölkerungsschichten. Die Förderung von Wohneigentum verbunden mit einer dadurch ausgelösten Spekulation ließ die Immobilienpreise steigen. Man hoffte auf Einkommen zur Teilnahme an der Konsumwelt durch *steigende Werte* der Immobilien, die als vermeintliche Sicherheiten durch Kredite beliehen auch die Konsumausgaben des Mittelstands befeuerten. Die neue Ideologie lautete: Einkommen aus der Wertsteigerung des Vermögens. Dass es sich hier um einen rein fiktiven, rein spekulativen Reichtum handelt – durchaus von den Zentralbanken mit Liquidität gestützt –, musste sich bald zeigen. Und es zeigte sich in der Krise 2007/2008. Spekulativ erbaute, heute leer stehende Häuser weltweit – von Florida über London, die spanische Küste, Dubai bis zu chinesischen Geisterstädten – zeigten *physisch* die Illusion, dass Wertsteigerungen nicht zu vermehrtem Güterreichtum führen. Armut, eine Vertiefung der ohnehin bereits bestehenden Schuldenkrise und das Damoklesschwert des Staatsbankrotts wurden zur Offenbarung der Wahrheit der Illusion eines endlosen Konsums aus fiktiven Werten. Dass eine kleine Klasse der Finanzbarone und der darum herum gruppierten Minderheit einer reichen Oberschicht durch diese Krise *noch* reicher wurde, sei nur am Rande vermerkt.

Zweifellos kann man, ungeachtet dieser monströsen Fehlentwicklung des Finanzsystems, als redlicher (und nicht ganz armer) Anleger und Konsument das daraus hervorgehende soziale und ökologische Elend mindern: Durch PR-Kampagnen, die zur Abwechslung einmal das Los der Produzenten in den Blick nehmen und Fairtra-

[4] ausführlich Picketty (2014, passim)

de-Produkte präferieren, die auf ökologische Herstellung durch diverse Gütersiegel achten; auch Anleger, die ihre Anlageentscheidungen nicht mehr nur von der Rendite abhängig machen, sondern genauer darauf achten, was und wie in Unternehmen produziert wird, an denen sie Eigentumsrechte halten – all dies lässt sich durchaus *auch* als positives Moment einer ansonsten negativen Entwicklung erkennen. Hier steckt in der ideologischen Formel vom Konsumenten oder Anleger als umworbenen König ein kleines Körnchen Wahrheit. Dennoch bleibt all dies ohne Erkenntnis der tieferen Ursachen der Fehlentwicklung in einem sehr embryonalen Stadium.

13 Konsumentensouveränität: Die Anmaßung der Entscheidungshoheit

Man kann es durch einen Vergleich verdeutlichen: Die Konsumenten in den reichen Ländern maßen sich das ausschließliche Urteil darüber an, wieviel sie den Produzenten der von ihnen konsumierten Güter zukommen lassen wollen, welche Produktionsbedingungen durch Anlageentscheidungen präferiert werden usw. Durch Fairtrade und ethisches Investment will man aus der Perspektive des nach wie vor im Zentrum stehenden Eigentümers und Konsumenten die Geschicke der Welt weiter steuern, nun mit guten Vorsätzen und ethischeren Präferenzen. Ich will das – um mich hier zu wiederholen – nicht kleinreden und habe mich selbst in den letzten Jahrzehnten um eine wenigstens kleine Änderung zum Besseren bemüht.[5] Doch drehen wir die Frage einfach um: Was würden Konsumenten und Anleger in den reichen Ländern sagen, wenn die Arbeiterinnen z.B. in Bangladesch ihre Arbeitsbedingungen, ihre Entlohnung selbst bestimmen würden und nach Maßgabe *ihrer* Entscheidungen festlegten, welche Preise die Konsumenten im Norden zu entrichten, welche Renditen Anleger zu erwarten hätten? Kurz, was würde geschehen, wenn sich das *Produzieren* wirklicher Güter ins Zentrum setzte und aus dieser Position dem Konsum, dem Habenwollen ein Maß vorhielte? Es scheint uns selbstverständlich geworden zu sein, dass es die Eigentümer und Konsumenten sind, die völlig autonom über die Geschicke der Weltwirtschaft entscheiden. Die eigentlichen Produzenten bleiben in der Rolle passiver „Befehlsempfänger". Die Konsumenten und Anleger bestimmen letztlich kraft ihres Eigentumsmonopols global die Preise und wieviel davon für Umwelt oder soziale Verbesserungen ausgegeben wird. Es sind also immer noch die Preise, die den betroffenen „Menschen sagen, was sie tun sollen" (Hayek 1996, 272). Dieser Marktgehorsam, der die Demokratie aushebelt, nötigenfalls nach Hayeks Diktum durch Diktaturen die Bürger zügelt, im Regelfall durch kluge PR aber bei der Stange hält, dieser Marktgehorsam ist nur die Herrschaft des Geldes, die sich die Menschen schon lange so zu eigen gemacht haben, dass sie diese Wirkung gar nicht mehr bemerken. Erst wenn die Funktionsweise der Denkprozesse, die das Geld und seine Herrschaft umranken, direkt in den Blick ge-

[5] Vgl. z.B. die von mir herausgegebene Schriftenreihe der „Finance & Ethics Academy" (sechs Bände zwischen 2006 und 2014 beim Shaker-Verlag Herzogenrath).

raten, kann man erwarten, dass *fundamentale* Reformen möglich werden. Dass das Haben immer noch das Sein der Menschen – jedenfalls der legendären 99% – steuert, ist eine historische Sackgasse, die an zunehmenden Krisen erkennbar wird.

14 Die dunkle Rückseite der Konsumentensouveränität

Ein letzter, nicht zu vernachlässigender Punkt sei noch ergänzt. Zwar sind Produktion und Konsum über Märkte untrennbar vernetzt, zwar wird diese Vernetzung von undurchsichtig gehandelten und spekulativ ausgenutzten Eigentumsrechten an jeweiligen Produktionszweigen und Lieferprozessen verknüpft – dennoch bleiben sie auf vielfältige Weise in Distanz zueinander. Die global vernetzte Produktion mit dem zugehörigen Konsum ist nicht nur parzelliert in Eigentumsrechten, sie sind auch jeweils noch gespalten durch *staatliche Grenzen* und Einflusssphären. Die Beziehung zwischen einer Sonderwirtschaftszone in China oder Vietnam und den Konsumenten in Europa oder den USA mag durch die Transportwege materiell verknüpft sein – ihre *ökonomische* Verknüpfung verläuft durch viele Geldformen, von unterschiedlichen Währungen über Beteiligungen bis zu gehandelten Futures oder anderen Finanztiteln zur Absicherung der Produktion und des Transports. Diese ökonomische Vernetzung ist aber wiederum durchaus partiell national kontrolliert. Somit glauben sich die Eigentümer und Konsumenten in den Abnehmerstaaten – USA, Europa, Japan – durch ihr Interesse „genötigt", die ökonomische Verflechtung durch entsprechende Militärpräsenz zu sichern. Zahllose Stützpunkte weltweit „sichern" die Transportwege, die Rohstoffgewinnung und damit letztlich die Souveränität des Konsumenten.

Wenn also ein komplexes Produkt gekauft wird, so ist dies nicht einfach nur – im Sinn von Röpke – ein Stimmzettel, worin Konsumenten ihre Konsumentendemokratie ausüben. Es ist zugleich eine *performative Zustimmung* zu allen sozialen und politischen Rahmenbedingungen, die die Herstellung und Lieferung dieser Konsumgüter überhaupt ermöglichen und als Herrschaft der Besitzenden und Konsumenten praktisch realisieren. Es hat sich herum gesprochen: Wer ein billiges T-Shirt kauft, der stimmt implizit den unsäglichen Produktionsbedingungen z.B. in Bangladesch faktisch zu. Dies vollzieht sich nicht als bewusster, teleologischer Akt, sondern unter dem Schleier des Geldkaufs und der Freiheit der Wahl durch die Konsumenten. Dass damit zugleich implizit all den Militär- und Geheimdienstoperationen zugestimmt wird, die der Aufrechterhaltung dieser globalen Teilung von Produktion und Konsum dienen, wird fast immer vergessen. Was Adam Smith sagte: Eigentumsrechte werden durch staatliche Gewalt gegen die Armen aufrechterhalten, die sich sonst sofort auflehnen würden, ist immer noch gültig. Nur sind die Methoden zur Kontrolle einer potenziellen Auflehnung der Produzierenden inzwischen durch clevere Propaganda- und Geheimdienstoperationen selbst Gegenstand der politisch-sozialen Steuerung geworden. Auch noch die vermeintliche „Ruhe", in der sich die teils unmenschliche Produktion als regelmäßige Selbstverständlichkeit auf den Globus verteilt vollzieht, wird militärisch hergestellt oder produziert. „Verteidi-

gungs"-Ausgaben – seien es öffentliche oder durch private Sicherheitsdienste – sind in der Totalität der Ausgaben der Länder ein zentraler Posten. Auch der Konsum der Reichen umgibt sich immer mehr mit einem Sicherheitsgürtel, den herzustellen und zu reproduzieren seinerseits zu einem lukrativen Geschäftsfeld geworden ist.

Wie Konsumenten- und Wählerpräferenzen ist im globalen Kapitalismus nahezu jeder Aspekt von Produktion und Konsum der Wirtschaft *endogen* geworden. So erweist sich die vermeintliche Souveränität der Konsumenten in den Ländern des Nordens selbst als ein komplexes Produkt aus Werbung, PR, Geheimdienst und Militär nebst allerlei Überwachungen, deren Umfang immerhin ruchbar geworden ist. Viele Konsumgüter ziehen nicht nur eine lange Kette teils elender Arbeitsbedingungen nach sich, an ihnen klebt durchaus vielfach auch das Blut der Militäreinsätze, die Rohstoffe und Produktionsbedingungen immer wieder gegen Widerstände sichern. So reproduziert sich heute global, was Adam Smith als Aufgabe für den Staat vorgezeichnet hatte:

> „Laws and government may be considered in this and indeed in every case as a combination of the rich to oppress the poor, and preserve to themselves the inequality of the goods which would otherwise be soon destroyed by the attacks of the poor, who if not hindered by the government would soon reduce the others to an equality with themselves by open violence." (Smith 1978a, 208)

Dass solche Gewalt gleichwohl immer wieder aufflammt, nach der Krise von 2008 vermehrt und in vielen Ländern, verrät, dass die Aufforderung, die „Attacken der Armen" zu unterbinden und „die Ungleichheit der Güter" aufrechtzuerhalten, eine immer weniger zu bewältigende Aufgabe ist. All dies ist die dunkle Rückseite der vermeintlich so harmlos-friedlichen Konsumentensouveränität und ihrer Perpetuierung.

Die „souveräne" Stellung des Konsumenten verdeckt die ökonomischen, sozialen und politisch-militärischen Prozesse, die auf den ersten Blick gar nicht als Teil der vernetzten Konsum- und Produktionsstruktur erkannt werden. Auch das *kreative Potenzial*, das jeder Produktion eignet und ohne das wirtschaftliche Entwicklung unmöglich wäre, ist im Horizont der Zentrierung auf die Stellung des Konsumenten ausgeblendet. Neue Ideen werden wie andere Waren als Eigentumsrechte (Patente) gehandelt, während wirkliche Produktionsgeheimnisse streng gehütet, durchaus auch von Sicherheitsdiensten überwacht werden. Und auch hier feiert der Missbrauch fröhliche Urständ. An die Stelle wirklicher Neuerungen tritt vielfach die Patentierung des Vorhanden – bis hin zum Lebendigen. Das destruktive Potenzial des völlig durch die Finanzmärkte versklavten kreativen Prozesses zeigt sich in der politisch begleiteten Nötigung zu Produkten, die niemand möchte (z.B. Gen-Mais), wie auch in der weitgehenden Funktionalisierung universitärer Forschung.

Der Konsument gilt in diesem Prozess immer nur als nachträglicher Ja- oder Nein-Sager zu dem, was Unternehmen, gelenkt von vielfältigen Interessen der Finanzmärkte, als Angebot bereitstellen. Die Menschen sind als Konsumenten ihrer eigenen Kreativität entfremdet worden. Ihr kreatives Potenzial lässt sich gleichwohl

nicht völlig unterdrücken und wird durch Spielekonsolen, neu erfundene Sportarten oder die Trivialitäten in den Massenmedien kanalisiert und wiederum profitabel genutzt. So verbirgt die Umklammerung des Habens, der Traum des Reichtums von der völligen Verfügbarkeit über den Konsumgüterkosmos die Verelendung des kreativen Seins der Menschen. Wenn sich die Kritik der Geldherrschaft, die sich immer wieder und in jüngerer Zeit immer öfter auch in sozialen Unruhen entlädt, mit der wiederentdeckten eigenen Kreativität paart, so besteht die Hoffnung, dass die Geschicke des Planeten, die an den Fäden der höchst ungleich verteilten Eigentumsrechte und den (inzwischen fast durchwegs manipulierten) schwankenden Preisen der Märkte hängen, wieder von produktiven und kreativen Bürgern zurückerobert wird. Gedanken, Hoffnungen und Wünsche sind dann nicht länger das Produkt geschickter PR-Strategen, sondern könnten das wieder entdecken, was in der Aufklärung einst mit Kants Schlagwort *sapere aude!* angetreten ist, sehr frei übersetzt: Wage es, dich deiner eigenen Kreativität und deines eigenen Nachdenkens zu bedienen und den PR-Lügen wie den Irreführungen vieler Ökonomen die rote Karte zu zeigen.

Literaturverzeichnis

Atkinson, Anthony B. / Picketty, Thomas / Saez, Emanuel (2011): *Top Incomes in the Long Run of History*. Journal of Economic Literature 49(1), 3–71.

Bernays, Edward (1928): *Propaganda.* New York: Ig Publishing.

Brodbeck, Karl-Heinz (2014): *Faust und die Sprache des Geldes. Denkformen der Ökonomie – Impulse aus der Goethezeit.* Freiburg-München: Alber.

Brodbeck, Karl-Heinz (2014a*): „Gegen die Diktatur der Wirtschaft. Papst Franziskus ergreift Partei"*. Netzwerk ethikheute. Darmstadt: www.ethik-heute.org/gegen-die-diktatur-der-wirtschaft (Zugegriffen am: 22.1.2019).

Brodbeck, Karl-Heinz (2013): *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften.* 6. Aufl. Darmstadt: WBG.

Brodbeck, Karl-Heinz (2012): *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik.* 2. Aufl. Darmstadt: WBG.

Brodbeck, Karl-Heinz (2011): „Kann das Geld abgeschafft werden? Reflexionen zur monetären Vergesellschaftung". In: Walter Otto Ötsch / Katrin Hirte / Jürgen Nordmann (Hg.): *Gesellschaft! Welche Gesellschaft.* 93-117. Marburg: Metropolis Verlag.

DWN (2014): *Mindestlohn beschleunigt das globale Lohndumping.* In: Deutsche Wirtschafts-Nachrichten. www.deutsche-wirtschafts-nachrichten.de/2014/04/22/mindestlohn-beschleunigt-das-globale-lohndumping/ (Zugegriffen am: 22.04.2014)

Farrant, Andrew / McPhail, Edward / Berger, Sebastian (2012): *Transitional Dictatorship in Chile?* American Journal of Economics and Sociology 71. No. 3, 513-538.

Gossen, Hermann Heinrich (1854): *Entwickelung der Gesetze des menschlichen Verkehrs, und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln.* Braunschweig (Reprint Amsterdam 1967): Vieweg und Sohn.

Hayek, Friedrich A. (1996): *Die Anmaßung von Wissen.* Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Hayek, Friedrich A. (1991): *Die Verfassung der Freiheit.* 3. Aufl. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

H&M (2014): www.hm.com/de/life/fashion/featured-fashion/2014/03/wwwt--street-smart (Zugegriffen am: 22.04.2014)

Keynes, John Maynard (1971): *Essays in Persuasion.* The Collected Writings CW IX. London-Basingstoke: Macmillan.

Klein, Naomi (2007): *The Shock Doctrine: The Rise of Disaster Capitalism.* New York: Penguin Books.

Le Bon, Gustave (1938): *Psychologie der Massen.* 6. Aufl. Stuttgart: Kröner.

Lippmann, Walter (1922): *Public Opinion.* New York: Macmillan.

Locke, John (1977): *Zwei Abhandlungen über die Regierung.* Walter Euchner (Hg.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mandeville, Bernard (1980): *Die Bienenfabel.* Frankfurt: Suhrkamp.

Marx, Karl / Friedrich Engels (1968): *Werke.* Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. MEW Bd. 40. Berlin:

Mises, Ludwig von (1927): *Liberalismus.* Jena: Gustav Fischer.

Picketty, Thomas (2014): *Capital in the Twenty-First Century.* Harvard University Press.

Röpke, Wilhelm (1958): *Jenseits von Angebot und Nachfrage.* Erlenbach-Zürich / Stuttgart: Eugen Rentsch.

Röpke, Wilhelm (1959): *Gegen die Brandung*. Albert Hunold (Hg.). Erlenbach-Zürich / Stuttgart: Eugen Rentsch.

Smith, Adam (1979): *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. R. H. Campbell (Hg.) / A. S. Skinner. Oxford: Clarendon Press.

Smith, Adam (1978): *Der Wohlstand der Nationen*. Übers. v. Horst Claus Recktenwald. München: dtv.

Smith, Adam (1978a): *Lectures on Jurisprudence*. R. L. Meek (Hg). / D. D. Raphael / P. G. Stein. Werke Bd. 5. Oxford: Clarendon Press.

Wapshott, Nicholas (2011): *Keynes Hayek. The Clash That Defined Modern Economics*. New York: W. W. Norton & Company.

Wilkinson, Richard / Kate Pickett (2010): *The Spirit Level. Why Equality is Better for Everyone*. London et al.: Penguin.

Yglesias, Matthew (2014): *9 charts that explain the history of global wealth*. April 10, 2014. www.vox.com/2014/4/10/5561608/9-charts-that-explain-the-history-of-global-wealth (Zugegriffen am: 23.04.2014).